

Feierstunden.

Tägliche Unterhaltungsbeilage des Wiesbadener General-Anzeigers.

Nr. 169.

Dienstag, den 21. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Die Türe gegenüber hatte sich geöffnet, unter derselben stand Steinburg noch in dem leichten Ueberzieher, den er im Automobil getragen hatte. Als Iris den Ausdruck seines Gesichtes sah, erstarrte sie. Alles Blut ihres ganzen Körpers schien in ihren Ohren zu brausen und zu hämmern und dann wieder zum Herzen zurückzuströmen, daß sie fast die Besinnung verlor. Aber nur zu deutlich spielte sich die grausame Szene vor ihren Augen ab.

Steinburg trat auf Mark zu, auch dieser schritt vorwärts und trotz aller Angst fühlte Iris, daß seine ruhige Würde die Situation alles Gemeinen entkleidete.

„Bürnen Sie mir nicht, Prinz Steinburg! Ich gebe zu, Sie müssen mich für wahnsinnig halten, aber, bitte, haben Sie nur einen Augenblick Geduld und erlauben Sie mir, Ihnen alles zu erklären.“

„Erlauben Sie mir zu lägen, wollen Sie wohl sagen“, rief Steinburg mit höhnischem Lächeln. „Herr Hampden, jede Erklärung, die Sie oder jene Dame dort vorbringen werden, kann mich nur amüsieren. Ich habe so manche Pöffe in den „Folies Bergères“ gesehen, soeben spielte sich eine solche ab, die Dame, ihr girrender Seladon, der entrüstete Gatte, alles ganz lebensgetreu. Meiner Tren, ihr spieltet gut!“ Unheimlich lachte er auf.

Iris stürzte vorwärts und ergriff seinen Arm. „Rudolf, lieber Rudolf, höre mich doch; Du wirst mich doch nicht verurteilen, ohne mich anzuhören.“

Steinburg blickte auf sie nieder; Mut verzerrte seine Züge.

„Geh' zurück zu dem Manne, der Dich mir zuführte! Bei Gott im Himmel, ich bin fertig mit Dir!“

Sie wich zurück, entsetzt, sprachlos vor Schrecken über seine elementare Leidenschaftlichkeit. Wären sie allein gewesen, dann hätte sie ihn angefleht und beschworen, ihr zu verzeihen; sie hätte ihn an jenen Augenblick gemahnt, in dem er sie vom Tode ins Leben zurückgerufen, hätte ihn an alle geheiligten Erinnerungen gegenseitiger Liebe gemahnt; sie vor jenem Manne so bitter zu schmähren war zu große Schmach. Wehrlos, besiegt stand sie da.

Mark trat mit verzweifelterm Mut für sie ein.

„Sie sagen, daß ich sie Ihnen gab und soll dies wohl eine Kränkung sein. Ich aber sage ihnen, daß es eine mir heilige Wahrheit ist. Ja, ich gab sie Ihnen, sie war damals so rein und makellos wie heute und wenn ich sie jetzt küßte, so geschah es wider ihren Willen. Steinburg, ich schwöre es bei allem, was mir am heiligsten ist, es war ein Abschied für immer. Ihre Frau sagte, daß Ihnen unsere Freundschaft mißlieblich sei und daß ich gehen muß und was Sie mit ansahen, das war mein letztes Lebenswohl. Gerechter Gott! Muß denn jeder Stuß eine schmachvolle Sünde sein?“

„Ich habe Ihre Erklärung vernommen und bin Ihnen sehr verbunden dafür. Dies ist meine Antwort.“

Raschen Schrittes trat er an Mark heran und schlug ihm mit der vollen Kraft eines geübten Turners ins Antlitz.

(Nachdruck verboten.)

XXXVII.

Hampden wich zurück; die volle Tragweite dieser tödlichen Beschimpfung war ihm nur zu bewußt. Er versuchte es aber gar nicht, den Schlag zurückzugeben, lange und fest maß er seinen Feind mit unheimlichem, drohenden Blick.

„Meine Adresse ist Ihnen bekannt“, sagte er schließlich. „Ich habe die große Ehre, sie zu kennen.“

Es wurde kein Wort mehr zwischen den beiden Gegnern gewechselt. Hampden verließ das Zimmer mit der bitteren Ueberzeugung, daß ihm die Hände gebunden waren und er der Frau, die er anbetete, nicht beistehen konnte; er mußte sie allein zurücklassen mit jenem Mann, den eifersüchtige Wut entflammte.

Aber Iris' Leben war nicht bedroht; denn so verzeihend auch Rudolfs Leidenschaft war, einer Gewalttat war er nicht fähig. Hastig ging er kreuz und quer durch das Zimmer und als er dann schließlich vor seiner Frau stehen blieb, waren seine Züge ruhig. Wie aus Marmor gemeißelt schienen sie ihr, als sie ihn schen und stehend anblickte. Unter seinen eisigen, verächtlichen Blicken jedoch härtete sich auch Iris' Ausdruck bald, bis sie ebenso kalt und steinern wie er, vor ihm stand.

„Was Du eben tatest, war fürchterlich. Er sprach die Wahrheit und Du wolltest ihm nicht glauben.“

„Dein Vertrauen auf die Menschennatur muß groß sein, um mir zuzumuten zu können, daß ich den Bügen jenes Sünders glaube, in dessen Armen ich Dich fand.“

„Er sagte mir Lebenswohl“, sagte sie verzweifelt. „Es ist meine Schuld, denn ich hieß in zu mir kommen, um ihm mitzuteilen, daß er mich nie mehr sprechen darf. O Rudolf, ich verweigerte Dir heute jede Auskunft, jetzt aber will ich Dir gerne die ganze Wahrheit gestehen, wenn Du nur gut sein und mir glauben willst. Es ist wahr, daß ich ihn schon früher kannte, daß ich mich in ihn verliebte; es ist aber ebenso wahr, daß meine Liebe, als ich ihn als Lady Desmonts Gatten wiedersah, sich nahezu in Haß verwandelte; denn nun wußte ich ja, wie falsch und gemein und verächtlich er an mir gehandelt hatte. Nie sprach ich freiwillig mit ihm; ja, wenn ich es vermeiden konnte, schaute ich ihn nicht einmal an. Aber Lady Desmont schöpfte doch Verdacht und anstatt mir feizustehen und meine Rückkehr zu Frau Courtland zu gestalten, tat sie alles, was in ihrer Macht lag, um uns zusammen zu bringen. Sie stellte mir Fallen und täuschte mich auf alle mögliche Weise, um dann ihren Freunden die ungläublichsten Geschichten von mir zu erzählen. Damals, Rudolf, fornte ich nicht umhin, Mark zu verzeihen. Er hatte sich sardonisch benommen, das weiß ich, aber er bereute es bitter und tat alles, was er konnte, um es wieder gut zu machen. Seit jener Zeit sprach er und tat er nicht das Geringste, was seiner oder meiner unwürdig gewesen wäre. Ich sehe es ein, es war unrecht von mir, daß ich Dir nicht gleich nach der Verlobung alles bekannte, ich hätte es sicher getan, wäre nicht jedes Gefühl für ihn in mir gänzlich erstarben. Aber, Rudolf, erinnere Dich, wie wenig wir ein-

ander noch rannten. Dann kam unsere Hochzeit und dieses fürchterliche Geheimnis, das meine Geburt umgibt und mit dem sie Dich so quälte. Ich war wie niedergeschmettert, ganz verwirrt, und so unglücklich! Willst Du mich nicht anhören, nicht lieber mir glauben, anstatt ihr?"

"Nein, ich will nicht!" rief Rudolf zornig und stieß die kleinen Hände, die sich an ihn klammerten, rauh zurück. Wenn die ganze Wahrheit schon ans Licht gekommen ist, hat ein nachträgliches Bekenntnis keinen Wert mehr. Ich gab Dir oft genug Gelegenheit, aufrichtig zu sein. Heute morgen noch kam ich zu Dir, ehe ich zu Lady Desmond ging und flehte Dich an, mir alles zu sagen. Aber Dein verfluchter Stolz und Eigensinn ließen es nicht zu und jetzt ist es zu spät. Ich glaube gar nicht, daß Du mich wirklich liebst. Ich war nur ein willkommenes, unübertreffliches Werkzeug in Deiner Hand, ein leicht zu täuschender Narr, der sich bereitwillig dazu hergab, Dich zu einer vornehmen Dame zu machen. Von Anfang an betrogst Du mich. Ich glaube kein Wort von dem, was Du mir sagst und würde es nicht glauben, selbst wenn Du es mir auf Evangelium schwören würdest. Meinen Augen dagegen glaube ich und was diese sehen, stimmt nicht überein mit Deinen Worten. Du sagst, Du habtest und verachtetest ihn und doch finde ich Dich in seinen Armen, die Dich wie die eines Geliebten umschlangen. Ich war Zeuge nicht nur eines Abschiedskusses, nein, es war ein Schauer von heißen Küssen — das Lebewohl zweier, die sich lieben und für welche die Trennung dem Tode gleichkommt. Deshalb sage ich, daß Du mir von heute ab nichts mehr bist, daß ich mich selbst der Liebe wegen, die ich Dir weihete, hasse; denn Du hast Dich ihrer unwürdig erwiesen!"

Verächtlich blickte ihn Iris an. Wie ausgelöscht war die tiefe Dankbarkeit, die sie ihm vom ersten Tage der Ehe an entgegengebracht. Sie war wieder allein in der Welt; einsamer als je, denn tief in ihrer Seele fühlte sie ihre Verlassenheit. Ihr Stolz jedoch hielt sie aufrecht. Während der letzten Monate war sie wie ein fügsames Kind gewesen, sanft und folgsam, sich ihm in allem mit jener völligen Bereitwilligkeit unterwerfend, wie es nur die Liebe vermag. Jetzt war sie in ihrem Frauenstolz gekränkt, beschimpft und als echtes Weib empfand sie diese Kränkung bitter mit jeder Faser ihres Herzens.

Steinburg fiel der veränderte Ausdruck auf; er sah, wie sich die schlaffe Gestalt stolz aufrichtete, wie kalt Iris' Augen blickten und wie furchtlos sie den seinen begegneten.

"Ich bin froh, daß ich Dir nie etwas erzählte, Du hättest mir doch nie geglaubt, Du hältst meine Gesinnung für ebenso niedrig, wie meine Geburt! Tief im Herzen fühle ich, wie unrecht Du mir tust und auch Du wirst es eines Tages einsehen. Aber dann, Rudolf, wird es zu spät sein; selbst wenn Du auf den Knien vor mir lägest, fände ich nichts als Hohn für Dich."

"Diese stolzen Empfindungen gereichen Dir nur zur Ehre, d. h. sie würden Dich ehren, wenn sie berechtigt wären. So aber rate ich Dir, sie für ein dankbareres Publikum aufzusparen. Und nun höre meine Bedingungen, jawohl, meine Bedingungen, Madame", wiederholte er, als er sie unter dem harten Worte zusammenzucken sah, „die einzigen sogar, unter welchen ich Dir gestatte, in meinem Hause zu verweilen."

"Sprich!" sagte Iris. "Was Du auch vorbringen magst, es kann mich nichts mehr kränken. Ich will also hören, was Du zu sagen hast."

"Das möchte ich Dir auch geraten haben. Höre also aufmerksam zu: Da ich einen öffentlichen Skandal vermeiden will, kannst Du unter meinem Dache bleiben und die Stellung als meine Gattin der Welt gegenüber behaupten. Mir giltst Du nicht mehr, als die nächstbeste Fremde, und wenn ich Dich je in Hampdens Gesellschaft sehe, sei es in meinem Hause oder außerhalb desselben, dann hat auch diese meine Geduld ein Ende und ich müßte Dich dann eruchen, wieder zu jener charmanten Dame zurückzukehren, die durch ihre zahlreichen Lügen unsere Heirat ermöglichte."

Noch während er diese grausamen Worte sprach, schürte ihm ein banger Schmerz das Herz zusammen. Am

liebsten hätte er das blasse, zitternde Weib in die Arme genommen und es mit beredten Worten um Liebe angefleht. Aber mit all der Energie und Kraft, die ein integrierender Teil seiner Natur waren, unterdrückte er dieses Sehnen.

Iris erbehte und schickte sich an, zu gehen.

"Es sei wie Du willst, Rudolf!" Stolz verließ sie das Zimmer; vor der Tür jedoch, auf dem Gang, schwankte sie und brach fast zusammen; lange dauerte es, bis sie imstande war, die breite, leichte Treppe zu ersteigen.

Als Rudolf, dessen ganze Natur noch in Aufruhr war, sich allein sah, schrieb er an Hampden, Ort und Stunde ihres Zusammentreffens bestimmend, schrieb auch den beiden Herren, die er bat, ihm als Sekundanten dienen zu wollen und verschickte dann diese Briefe durch seinen Diener. Er empfand das Ganze als eine ihn fast zum Wahnsinn treibende Tortur. Im Geiste sah er Iris, die ihm räumlich so nahe war, schluchzen und weinen. Wäre sie ihm, wie andere schwache Frauen, flehend und mit einer Tränenflut entgegengekommen, hätte sie ihm reumütig ihr ganzes Herz ausgegüßet, dann hätte er es eher ertragen meinte er; so aber vertieften ihr stolzes Schweigen, die Verachtung, die sie seiner Grausamkeit entgegengebracht, seine Wut.

Er hatte auch dem Grafen Dornheim geschrieben, seinem langjährigen Freunde, der jetzt Adjutant des Großherzogs war. Nachdem Dornheim den Brief aufmerksam durchgelesen und über dessen überraschenden Inhalt reiflich nachgedacht hatte, begab er sich zu seinem Gebieter.

"Ich kann es kaum verweigern, aber ich bitte Ew. K. Hoheit nicht einzuschreiten und auch Steinburg von meinem Verrate nicht zu benachrichtigen. In Anbetracht der Stellung, die ich in diesem Hause einnehme, fühle ich mich verpflichtet, Ew. K. Hoheit hiervon in Kenntnis zu setzen."

Der Großherzog las den Brief und gab ihn dann dem Adjutanten mit einigen Dankesworten zurück. In tiefes Sinnen versunken, stand er eine Weile da, dann sagte er schließlich:

"Sie haben mit gewohnter Umsicht gehandelt. Tun Sie ganz, als hätten Sie mir nichts gesagt, aber selbstverständlich nehme ich das Recht für mich in Anspruch, nach Gutdünken zu handeln. Hätten Sie vielleicht die große Liebenswürdigkeit, der Fürstin Steinburg zu telefonieren und sie zu fragen, ob sie mich heute nachmittag zum Tee empfangen will? Sie brauchen mich nicht zu begleiten; ich will Ihren Namen in dieser Sache gänzlich aus dem Spiele lassen."

Dornheim verbeugte sich und ging, um sich seines Auftrages zu entledigen. Bald lehrte er mit der Antwort wieder, daß es für die Fürstin die größte Ehre und Freude wäre, den Großherzog diesen Nachmittag erwarten zu dürfen. Zur bestimmten Stunde kam er. Iris trat ihm entgegen und er erschrak über ihre kahle Blässe.

"Sie sehen sehr angegriffen aus, mein liebes Kind? Was ist mit Ihnen?"

"O, königliche Hoheit, es ist ein kleiner Streit zwischen mir und Rudolf ausgebrochen. Sie sehen, ich bin aufrichtig."

"Das ist ja gerade die Eigenschaft, die ich am meisten an Ihnen schätze und ich freue mich, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren. Nun will auch ich Ihnen etwas anvertrauen und baue ganz auf ihre Diskretion. Aber vielleicht ist es schon kein Geheimnis mehr für Sie. Rudolf will sich mit einem Engländer Hampden duellieren. Können Sie mir den Grund erklären? Steht der Streit, dessen Sie erwähnten, damit im Zusammenhang? Es scheint so, wie ich sehe," fügte er bei, den vertieften Schmerz in ihren Zügen gewahrend. Sie brachte vorerst kein Wort über die Lippen. Es schien ihr unfähig, daß auf einmal mitten in ihr heiteres Leben und Treiben hinein so ein fürchterliches Ereignis treten sollte. Ein Blick jedoch auf des Großherzogs verstörte Züge überzeugte sie nur zu bald von der Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Hygiene und Schule.

Unsere Zeit steht stark im Zeichen der Hygiene. So, der Begriff „Gesundheitspflege“ ist sogar gewissermaßen zum Schlagwort geworden. Wir begegnen ihm auf allen Gebieten, die mit dem körperlichen Befinden des Menschen auf irgend eine Weise in Verbindung stehen, sehen die Ernährungs- und Wohnungsfrage durch ihn beeinflusst, wie er zugleich auch in Bezug auf die Kleidung eine besondere Rolle spielt. Denn immer wieder ist es das sanitäre, hygienische Moment, das als treibende Kraft in der Reformbewegung zum Ausdruck kommt, die in der Hauptsache nichts anderes erstrebt, als ein Sichfreimachen von allem Schädlichen, das der modischen Kleidung in mehr oder weniger hohem Grade anzuhaften pflegt, das Wohlbefinden beeinträchtigt und nicht selten die inneren Organe in Mitleidenenschaft zieht. Kammen diese hygienischen Bestrebungen bisher fast nur in der Kleidung der Erwachsenen zum Ausdruck, so hat man sie neuerdings mit noch besserem Erfolge auf die Garderobe der Mädchen zu übertragen gewußt.

Es waren längst schon Klagen darüber laut geworden, daß speziell die Kleidung der schulpflichtigen Mädchen einer Reform bedürftig sei, da durch das weitverbreitete Tragen des Korsetts nicht nur die so überaus nötige Bewegungsfreiheit gehemmt, sondern auch die inneren Organe einer dauernden Schädigung ausgesetzt werden. Und liegt es nicht nahe, daß die unter den Schulkinder bereits stark auftretende Mutarmut und Nervosität nicht auch zum großen Teil durch den steten Druck einer ungewöhnlichen Kleidung verursacht oder gesteigert wird? Daß der kindliche Körper in seinen wichtigsten Funktionen gehemmt wird und das heranwachsende Geschlecht sich nicht frisch und frei entwickeln kann? Längst schon und immer wieder war durch namhafte Ärzte auf die besondere Schädlichkeit jeglicher Art des Einschnürens für den jugendlichen Organismus hingewiesen worden, ohne daß diese Mahnung irgendwelche Früchte gezeitigt hätte, bis sich endlich die Vereine für Verbesserung der Frauenkleidung sowie einsichtsvolle Schulmänner mit der Angelegenheit eingehend zu beschäftigen begannen.



Dressener Schul- und Turnkleid.

Es wurden nun auf Anregung und im Auftrage dieser Kreise von dem bekannten Fachinstitut Internationale Schnittmanufaktur, Dresden-N. 8, verschiedene Modelle einer wirklich zweckmäßigen Schul- und Turnkleidung ausgearbeitet, die alle Beteiligten voll befriedigten. Die Bewegung lenkte dann die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich, so daß Ende 1907 ein Erlass des kgl. sächs. Kultusministeriums veröffentlicht wurde, der auf Grund eines Gutachtens des Landes-Medizinalkollegiums die Beschaffung dieser bequem sitzenden Schulkleider empfahl und dieser Umstand brachte endlich den Stein ins Rollen.

Um das Interesse dafür aber auch in weiten Kreisen zu wecken, ist von der internationalen Schnittmanufaktur ein belehrendes, reich illustriertes Heftchen herausgegeben worden, betitelt: „Wie das Schulkleid sein soll“, das den Müttern nicht nur das Verständnis für diese Art von Kleidung, sondern auch deren bequeme Selbstanfertigung ermöglichen soll. Von den Behörden zur Weiterverbreitung empfohlen, verdient es in vollstem Maße die ihm zu teil gewordene Kritik „ein Stück Pionier- und Kulturarbeit zu sein“, das dem Wohle der heranwachsenden Geschlechter dient. Und ist die glückliche Lösung des Schulkleidproblems nicht auch eine Tat, die der vollsten Aner-

kennung wert, speziell von den Müttern genügend gewürdigt werden sollte? Erleichtert sie den Müttern nicht die Sorge um eine gesundheitlich einwandfreie und dabei leidensfreie Kleidung?

Wie die beigegebenen Abbildungen erkennen lassen, kann der Schulanzug in zwei verschiedene Formen hergestellt werden, von denen die eine einfacher, die andere eleganter gehalten ist. Da er gleichzeitig als Turnanzug zu dienen hat, so mußte das Schwerk Gewicht auf möglichste Bewegungsfreiheit gelegt werden, die durch keinerlei Gürtel, enge Kragen und Ärmel, sowie durch schwere Stoffe beeinträchtigt werden durfte. Und um nicht auf den Widerstand der Mütter zu stoßen, mußte es zugleich leicht und modern und ohne große Kosten zu beschaffen sein. Diese Forderungen sind sämtlich erfüllt und das neue Schulkleid präsentiert sich sowohl in dunkelblauem Cheviot mit weißem oder bräunlichem Linsenbesatz, wie in seiner sommerlichen Ausführung in gelbem oder naturfarbenem Leinen mit roter oder blauer Blenden garnitur so schmod und gefällig und dabei so der Kindlichkeit seiner Trägerinnen entsprechend, daß auch die anspruchsvolle Mutter ihre Freude daran haben muß.

Seine Grundlage bildet das bequeme, vorn zu knöpfende Leibchen, das waschbar und porös, zugleich als Träger von Rock und Beinleid dient. Letzteres ist reichlich weit, mit einer Tasche besetzt und in der vorderen und hinteren Mitte mit Falten versehen, die den Eindruck des Beinleids etwas verwischen. Die oben in Faltchen abgenähte Bluse gibt durch ihre reichlich lose Form jeder Stellung und Armbewegung beim Turnen nach und macht, ringsum überhängend, dadurch den Gürtel überflüssig. Das kurze Röckchen, das beim Turnen abgelegt wird, bleibt völlig glatt, kann aber auch durch einen Plisseefaltenrock ersetzt werden. Etwas eleganter als das Dressener wirkt das Schulkleid in Kieler Form, das gleichfalls aus Leinen oder Cheviot hergestellt und eventuell auch mit einer echten Kieler Bluse aus weißem Satin getragen werden kann. Leibchen und Hose sind die gleichen wie die des Dressener Schulanzuges, der Rock ist dagegen in Plisseefalten geordnet und die doppelreihig mit Goldknöpfen besetzte Bluse



Schul- und Turnkleid in Kieler Form.

durch einen mit Lise besetzten abstechenden Matrosenträger ausgestattet. Die an kühlen Tagen zu ihnen getragenen Hüllen bestehen in dem praktischen Schulcape und der kleidsamen Kieler Jade, die entweder mit oder ohne Matrosenträger getragen werden kann. Beide Anzüge haben zugleich den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß zu ihnen gut sitzende Schnitte in den fast allerorts bestehenden Verkaufsstellen der Internationalen Schnittmanufaktur, Dresden-N. 8, vorrätig sind, die es den Müttern ermöglichen, sie ohne große Kosten und ohne fremde Hilfe herzustellen, ein Faktor, der ihrer Verbreitung sicherlich nur von Nutzen sein kann.

Die Frauen bei Niehsche.

Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie gering zu schätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein.

Mit der Schönheit der Frauen nimmt im allgemeinen ihre Schamhaftigkeit zu.

Manche Mutter braucht glückliche, geehrte Kinder, manche unglückliche; sonst kann sich ihre Güte als Mutter nicht zeigen.

Einige Männer haben über die Entführung ihrer Frauen geseufzt, die meisten darüber, daß niemand sie ihnen entführen wollte.

Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für's ganze Leben verdanken wollen, und deren Schlaueit die gewitzigten Mütter noch soufflieren, wollen ganz dasselbe wie die Hetären, nur daß sie klüger und unehrlicher als diese sind.

Es gibt Frauen, die, wo man bei ihnen auch nachsucht, kein Inneres haben, sondern reine Masken sind. Der Mann ist zu beklagen, der sich mit solchen fast gespenstischen, notwendig unbefriedigenden Wesen einläßt, aber gerade sie vermögen das Verlangen des Mannes auf das stärkste zu erregen: er sucht nach ihrer Seele — und sucht immerfort.

Im Zustande des Hasses sind Frauen gefährlicher als Männer, einmal weil sie durch keine Rücksicht auf Billigkeit in ihrer einmal erregten feindlichen Empfindung gehemmt werden, sondern ungestört ihren Haß bis zu den letzten Konsequenzen anwachsen lassen, sodann weil sie darauf eingeübt sind, wunde Stellen (die jeder Mensch, jede Partei hat) zu finden und dorthinein zu stechen: wozu ihnen ihr dochspitzer Verstand treffliche Dienste leistet (während die Männer beim Anblick von Wunden zurückhaltend, oft grohmütig und versöhnlich gestimmt werden).

Dies und das.

□ **Expräsident und Sportsmann.** Nach wenigen Monaten wird Präsident Roosevelt endgiltig das weiße Haus verlassen; aber wenn er nicht mehr den Titel Präsident hat, so wird ihm der des Königs zugesprochen werden müssen, nämlich der des Königs der Sportsleute. Schon seinem Aeußeren sieht man bekanntlich den Sportsmann an, und man fühlt es auch, wenn man von ihm mit einem kräftigen Händedruck bedacht wird. Selbst während der amtlichen Arbeitszeit kann der Präsident den Sportsmann nicht verleugnen; denn selbst die kurzen Zwischenräume zwischen der Arbeit widmet er dem Tennis oder einer anderen „Muskeleübung“, wie Victor Forbin im Juliheft des „Le sais tout“ berichtet. Es gibt kaum einen Sport, der ihm fremd ist; in neuester Zeit, etwa seit einem Jahre, hat er sich der edlen Kunst des Bogens zugewendet und nimmt wöchentlich drei Stunden bei einem der besten Boger der Vereinigten Staaten. Dem Sport allein verdankt der Präsident auch seine robuste Konstitution, denn in seiner Kindheit, selbst noch auf der Universität galt er für schwächlich und im 22. Jahre erklärten ihn die Aerzte für hoffnungslos schwindsüchtig. Seinem Onkel hat er es zu verdanken, daß er der „Athlet“ geworden ist, als den man ihn heute bezeichnen kann, denn dieser schickte den jungen Mann nach dem fernen Westen, wo er das Leben eines Cowboys führte und das Reiten lernte und lieb gewann. Das Reiten ist heute sein Lieblingsport; selbst in den Straßen Washingtons kann man den Präsidenten mitunter sehen, wie er einen lustigen Galopp anschlügt, oder gar auf der Promenade über eine Bank hinwegseht. Auf seiner Fehlsung hat er ein großes prärieähnliches Gelände, das mit Gräben und Hecken durchzogen ist und sich daher vortreflich zum Hindernisrennen eignet. Da reitet der Präsident dann hembärmig und ohne Hut umher, wobei ihn sein Sohn begleitet, der, wie er, Teddy heißt. Forbin will sogar einmal gesehen haben, wie sich am Meeresstrand eine merkwürdige Gestalt zeigte: ein Mann im Badelostim, der auf einem schäumenden Pferd saß und mit diesem nach allen Regeln der Reitkunst die Kämme der Wellen als Hindernis nahm. Dieser Centaur des Wassers war niemand anders als der Präsident.

□ **Wie Napoleon I. tanzte.** Aus dem Leben des großen Korsen erzählt man u. a. dank der zahlreichen Memoirenliteratur, wie Napoleon tanzte. Sein maitre de plaisir war der aus „Madame Sans-Gêne“ bekannte ehemalige „königliche Tänzer“ Ludwigs XVI., Despréaux. Dieser Mann leitete nicht nur die Hofeste, sondern mußte auch der Kaiserin Marie Louise „Tanz und Anstandsunterricht“ geben. Die Kaiserin war eine schlechte Schülerin. Als Despréaux sich einmal respektvoll eine Bemerkung über ihre schlechte Haltung erlaubte, trat gerade Napoleon ein. „Sie werden hier viel Arbeit haben“,

sagte er zu dem Tanzlehrer. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin mit den Worten: „Sie müssen alles tun, was Despréaux sagt. Na, ja! Früher hatten Sie die Haltung einer Erzherzogin, jetzt sollen Sie aber die einer Kaiserin annehmen.“ Und um ein gutes Beispiel zu geben, ging er gravitätisch zu einem großen Spiegel, machte tiefe Verbeugungen und sagte jedesmal: „Na, Despréaux, kann ich?“ Dann legte er seinen Arm auf die Schulter des Tanzlehrers und begann zu walzen. Darauf lief er zu seiner Frau hin, streichelte ihr verlobte die Wädhchen, umfaßte sie und wollte tanzen. Man ließ eine Geige holen. Despréaux, der den Degen an der Seite und den dreieckigen Hut unter dem Arm hatte, begann zu spielen, und der Kaiser „sprang wie ein Wädhlein“. Er machte eine komische Figur, aber er tanzte taktmäßig.

Am Familientisch.

Wechselrätsel:

Binsel — Insel.

Nichtige Lösungen schickten ein: Emil Schulte-Wiesbaden — Paul Feuzerth-Wiesbaden — Fr. Meßner-Wiesbaden — Emil Stotter-Wiesbaden — Felix Junther-Wiesbaden — Paul Feuger-Eppstein — Anna Ziltraut-Eppstein — R. Andree-Niedernhausen — Eugen Doupont-Homburg v. H. — Edith Ciffagh-Homburg v. H.

Ligogriv.

Von heil'gen süßen Banden soll ich sprechen,
Dich mahnen an den reinen Treueschwur,
Doch manche sind bestrebt, mich zu zerbrechen,
Die seh'n in mir die läst'ge Fessel nur.

Ich binde, was zusammen sich gefunden, —
Doch wenn ich meinen Kopf verloren, bin
Ich Tier; die Poesie ist dann geschwunden,
Es fehlt nach mir des Trinkers Sinn.

Dreißilbige Charade.

Die beiden ersten kannst Du oft
Mein drittes hauen sehen;
Doch können diese beiden mir
Im dritten erst entstehen.

Umstell-Rätsel:

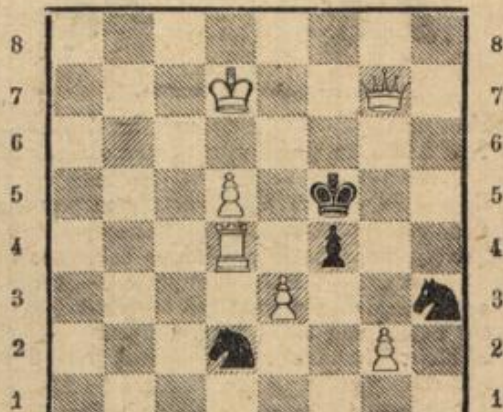
Alma, Selma, Angel, Made, Tropfen, Nische, Eris, Otter, Kain, Elfe.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ein beliebiges Vergnügen bezeichnen.

Schachaufgabe

weißzuger von A. Urshitsch, Drebel.

a b c d e f g h



a b c d e f g h

Weiß

(6+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lephold in Wiesbaden.

Feierstunden.

Tägliche Unterhaltungsbeilage des Wiesbadener General-Anzeigers.

Nr. 170.

Mittwoch, den 22. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Königliche Hoheit müssen ihn retten,“ rief sie, die Hände faltend.

„Sie lieben ihn also noch trotz allem?“

„Ich bete ihn an, obwohl er mich nahezu getötet hat durch seine Grausamkeit. Auch ich habe Fehler begangen,“ fuhr sie fort und, ermutigt durch die Teilnahme, die sie in seinen Augen las, schüttelte sie ihm, wie auch Rudolf vor kurzem, ihr ganzes Herz aus.

Der Großherzog ergänzte im Geiste beider Erzählungen und gewann dadurch ein klares Bild von ihrem bisherigen Leben.

„Es handelt sich nun vor allem darum, dieses Duell zu verhindern, alles andere wird dann schon ins richtige Geleise gebracht werden. Zeit und Liebe wirken Wunder, wo aber der Tod zerstörend einschreitet, hat alles ein Ende!“

„Sie könnten es leicht hindern, Königliche Hoheit!“ flehte Iris. „In Ihrer Stellung können Sie es Rudolf einfach verbieten.“

„Das wohl nicht,“ antwortete er lächelnd. „Rudolf ist nicht mein Untertan und hier sind wir beide nur Fremde. Ich könnte auch die Behörden auf ihn setzen, aber es ist besser, jeden Skandal zu vermeiden. Wenn sich die Presse des Falles bemächtigte, würde es nicht nur hier, sondern in ganz Europa bekannt. Nein, ich fürchte, ich werde eine ganz romantische Szene auführen müssen und das Duell im letzten Augenblick durch mein persönliches Dazwischentreten hindern. Dornheim, der mit den Sekundanten des Gegners alles vereinbart hat, wird mir das Nähere mitteilen, ich muß ganz überraschend auf dem Schauplatz erscheinen.“

„Nehmen Sie mich mit, Königliche Hoheit! Ich flehe Sie an, mir diese Bitte nicht zu verweigern, vielleicht gelingt mir, was Königliche Hoheit nicht erreichen. Ich war stolz und kalt gegen ihn und verweigerte ihm jede Auskunft, jetzt aber will ich bitten und flehen, ich will ihm noch einmal alles vorstellen, ich will mich in den Staub werfen vor ihm, wenn nur sein Leben verschont bleibt.“

„Auch Hampden kann verwundet werden,“ warf der Großherzog ein. „Man weiß nie, wie so ein Kampf endet.“

„Ich werde mich bemühen, nicht darum zu beten.“

Die Antwort befriedigte den Großherzog.

„Gut, kommen Sie mit mir. Ich werde Ihnen das Nähere noch mitteilen lassen.“ Mit diesen Worten verließ er sie.

Iris erster Impuls war nun, zu ihrem Gatten zu eilen und den Versuch zu machen, ihn von seinem entschlichen Entschlusse abzubringen. Mit peinvollem Gange kam ihr dann zum Bewußtsein, daß sie ihn seit Hampdens Versuch nicht mehr gesehen. Vielleicht hatte er sich gleich an den ausgemachten Platz begeben, ohne zur Villa zurückzukehren. In tödlicher, aufreibender Spannung vergingen ihr die Stunden.

Als sie zu Bett gehen wollte, wurde ihr ein Bilet des Großherzogs gebracht, der sie bat, am nächsten Morgen um fünf sieben Uhr bereit zu sein. Er werde sie in einem geschlossenen Wagen abholen und mit ihr an den Bestimmungsort fahren.

(Nachdruck verboten.)

Ein quälendes Bild nach dem andern hielt Iris die ganze Nacht hindurch wach, ein fürchterliches Wahngemälde jagte das andere, ruhelos warf sich die junge Frau in ihrem großen Empirebett aus feinstem Rinnen und Spitzen hin und her. Ihr ganzes Leben zog noch einmal an ihrem Geiste vorüber mit all seiner Liebe und seinen Hoffnungen, all seinem Elend, seiner Verzweiflung, den verschiedenartigsten Erfahrungen, die sich in eine so kurze Spanne Zeit drängten. Ihr Leben war von aller Welt an ein Mißerfolg gewesen. Ihr schwaches Mädchenherz hatte Steinburg nicht an sich zu fassen verstanden und auch der intriganten, verlogenen Welt war sie nicht gewachsen gewesen. Und doch liebte sie ihren Gatten so leidenschaftlich, daß er ihr sogar in seiner Wut noch wie ein Gott vorkam und der Gedanke, daß er seinen Tod auf so fürchterliche, unrühmliche Art finden könne, trieb sie fast zum Wahnsinn. Sie hatte in der Tat nichts als Elend und Schmach über ihn gebracht und es wäre tausendmal besser gewesen, wenn seine Augen sie nie erblickt hätten. Dieser bohrende Gedanke verließ sie keinen Augenblick. Als endlich das erste kalte, graue Licht des Morgens sich zeigte, erhob sie sich, warf einfache, dunkle Kleider über und wanderte ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab mit jener nervösen Verzweiflung, die jedes ruhig sein zur Qual macht. Endlich, endlich meldete ihre Jungfer den Wagen.

Alles Folgende erschien ihr wie ein Traum. Unklar empfand sie, daß der Großherzog sie mit gewohnter Güte empfing, daß ihr die Fahrt unerträglich lang erschien und er während der ganzen Zeit über das Duell sprach mit einer Ruhe, die, obwohl sie nur der Deckmantel ängstlicher Erregbarkeit war, der verzweifeltsten Frau grausam vorkam. Der Großherzog beklagte sich, daß diese barbarische Sitte im deutschen Heere immer noch in vollem Umfange aufrecht erhalten werde, während sie in der englischen Armee mit Recht verpönt sei; „denn,“ folgerte er, „es ist eines Ehrenmannes durchaus nicht unwürdig, Entschuldigungen wegen einer zugefügten oder selbst erlittenen Beleidigung vorzubringen oder anzunehmen.“ Er nannte eine Reihe berühmter Engländer, die in dem letzten Jahrhundert Duelle ausgefochten hatten — Fox, Pitt, William Pitteney und Lord Harcourt, Canning und Castlereagh, ebenso die Herzöge York und Richmond.

Zu jeder anderen Zeit hätte sich Iris für diese Frage interessiert; in diesem bangen Augenblick jedoch konnte sie es kaum über sich gewinnen, ihrem fürstlichen Begleiter zu antworten.

Endlich hielt der Wagen. Wo sie ausstieg, hätte Iris nicht zu sagen vermocht, sie wußte nur, daß sie dem Großherzog einige Schritte in einer Straße folgte; dann durch eine kleine Pforte auf eine Lichtung, auf der verschiedene Personen die Gegner umstanden.

Ein Ausruf des Großherzogs bewies ihr, daß keine Zeit zu verlieren war. Sie hörte wie im Traume, daß er den Herrn in deutscher Sprache einige Worte zurief, und daß die beiden Gegner nicht darauf achteten. Von dem glühenden Wunsche befeelt, das Duell um jeden Preis zu verhindern, stürzte sie vorwärts und warf sich an die Brust des

ist zunächst Stevenen, den sie für ihren Mann hielt. Ein lauter Krach ertönte und zu gleicher Zeit fühlte sie einen stechenden Schmerz am linken Handgelenk. Dann wurde es ihr schwarz vor den Augen, sie verlor das Bewußtsein.

XXXVIII.

Lady Bellingham hatte die hl. Sakramente empfangen und fuhr von der katholischen Kirche nach Hause, erfüllt von jenem Frieden, welchen den Anhängern ihres Glaubens eine aufrichtige, reumüthige Verrichtung ihrer Andacht verleiht.

Die heißen Straßen der Stadt wurden täglich menschenleerer, schon hatte die allgemeine Flucht aus London begonnen. Während Moira ihrem Heim zufuhr, waren ihre Gedanken mit Tris beschäftigt, deren Briefe seit einigen Wochen ausgeblieben waren. Das machte sie ängstlich; auch wunderte sie sich, daß sie so lange blieben, nachdem fast alle Engländer schon die Riviera verlassen hatten, um sich in irgend ein deutsches Bad oder nach Schottland zu begeben. Nur Steinburgs blieben immer noch. Jede Pause in dieser Korrespondenz erfüllte sie mit Bangen; denn seit der Hochzeit dieses Mädchens vermochte sie das Gefühl schwerer Verantwortung nicht mehr von sich abzuschütteln. Auf eine so edle, vornehme Natur wie die Moiras mußte die Anklage des Prinzen einen niederdrückenden Eindruck machen. Zu ihrer großen Beruhigung schien die Ehe bis jetzt eine glückliche zu sein. Tris schrieb begeistert von Adolfs Liebe und Ergebenheit, dann meldete sie ihr Claudias Aufbruch, die Moira mit Bangen erfüllte; denn besser als alle andern kannte sie die Verlogenheit und Schlechtigkeit von Claudias Natur und dann hatte Tris nicht mehr geschrieben.

Die Dede, welche das Ausbleiben dieser Briefe mit sich brachte, war Moira ein neuer Beweis, daß jenes Mädchen ihr Dasein mit warmem Interesse und frischem Leben erfüllte, nachdem ihr im Lauf der Jahre ihre Einsamkeit immer mehr zum Bewußtsein gekommen war. Glücklicherweise hatte sie immer so viel Vermögen besessen, um ihr Leben nach Belieben zu gestalten. Jahrelang hatte sie sich von der Welt zurückgezogen, ganz ihren Gedanken und Träumen hingegeben, einer verzauberten Prinzessin gleich in einsamem Schlosse; nur bei Wohltätigkeitsveranstaltungen war sie mit ihresgleichen zusammengetroffen, meistens aber ließ sie den Strom des Lebens unbeachtet an ihrem Zufluchtsort vorüberbrausen. Erst durch Tris war sie wieder mit dem Treiben und Hasten der modernen Welt in Berührung gekommen, Tris war das verbindende Glied gewesen, das sie mitten aus ihrer klösterlichen Ruhe heraus mit einer jüngeren Generation wieder in Fühlung gebracht hatte. Und jetzt, als sie den Wagen verließ, war es ihr erstes, an das Seitentischchen zu treten, um die eingelassenen Briefe zu mustern, ob keiner von Tris dabei sei.

Es war keiner da, nur zwei Telegramme, deren erstes eine Einladung zum Diner enthielt, die sie ungeduldig bei Seite warf. Beim Lesen des zweiten jedoch stieß sie einen leisen Schrei des Schreckens aus, so daß der statliche Haushofmeister sie ganz bestürzt anschaute.

Das Telegramm enthielt folgende Worte: „Fürstin Steinburg allein und sehr krank — Fürst Steinburg abgereist ohne Adresse zu hinterlassen. Können Lady Bellingham nicht sofort kommen?“ Unterschrieben war es mit Amelie, es kam also offenbar von Tris Kammerjungfer.

„Die Fürstin Steinburg ist krank und ich reise noch heute zu ihr,“ sagte Lady Bellingham und gab dann ihrem Haushofmeister die nötigen Befehle, damit sie noch den nächsten Zug erreichen könne, auch ihre Jungfer erhielt dementsprechende Weisungen. Durch das lange Alleinleben hatte sie sich an peinliche Pünktlichkeit gewöhnt, sie hatte für den wichtigen Gang, der ihr eben einfiel, gerade eine Stunde; dann konnte sie immer noch etwas ruhen, ehe sie zur Bahn fuhr.

Nachdem alles besprochen war, bestieg Moira ihren Wagen wieder und gab dem Kutscher eine Adresse in Lincoln Innfields an. Merkwürdiger Weise war ihr vorher nie der Gedanke gekommen, selbst zu Cardrew zu gehen und sich dort die Bestätigung dessen zu holen, was er ihrer Schwester mitgeteilt hatte. Eine weltläufigere Frau hätte vielleicht nicht so ohne weiteres jene Tatsachen als wahr hingenom-

men, ohne selbst bis auf den Grund der Sache gedrungen zu sein. Moira jedoch hatte so ein zurückgezogenes Leben geführt, daß ihr jene Weltflucht, die wir nur durch den beständigen Verkehr mit anderen erwerben, vollständig abhanden gekommen war, wenn sie sie je besessen hatte. Auch hatte sie Cardrew stets als Ehrenmann gekannt und deshalb fiel es ihr nicht im Traume ein, an seinen Worten zu zweifeln. Außerdem stand er mit einem Abschnitt ihres Lebens in Zusammenhang, über welchen sie am liebsten für immer den hüllenden Schleier der Vergangenheit gebreitet hätte, so dicht und undurchdringlich wie der Tod selbst.

Jetzt aber schien es ihr frevelhaft, daß sie Prinz Steinburg nicht mit dem Anwalt in Verbindung gesetzt und nicht alles getan hatte, um dies Geheimnis zu klären. Sie wußte, daß Cardrew sie schätzte und hochverehrte, daß er ihr möglicherweise Dinge mitteilen würde, die er ihrer Schwester vorenthalten hatte, und deshalb lenkte sie ihre Schritte in jenes einfache Gemach zu Lincoln Inn Fields, in welchen der alte, immer mehr zusammenschrumpfende Anwalt über seine Akten gebeugt saß.

Ehrerbietig erhob sich der alte Mann und blickte mit gespannter Erwartung der schönen Frau in weißfallendem schwarzen Kleide entgegen.

„Es ist lange, lange her, seit ich das Vergnügen hatte, Mylady zu sehen!“ Eilig schob er einen Sessel heran.

„Meine Zeit ist kurz, Herr Cardrew, ich muß daher sofort mit dem beginnen, was mich zu Ihnen führt. Ich komme wegen der Fürstin Steinburg. Sie erinnern sich der Papiere, nicht wahr, die Sie meiner Schwester gaben und die großes Unheil anrichteten. Aber das wußten Sie vielleicht noch gar nicht.“

„Ich fürchtete es, aber ich durfte sie Lady Desmont nicht vorenthalten.“

„Es war hauptsächlich die Unklarheit der Briefe, die über die arme kleine Fürstin so viel Elend brachte. Alles Klare, Bestimmte, so schrecklich es auch sein mag, kann man ins Auge fassen, ihm entgegentreten; gegen Geheimnisvolles und Verborgenes jedoch kann man sich nicht wehren.“

„Wenn ich mir erlauben darf, meine Meinung zu äußern, so finde ich unmaßgeblich, daß es für Fräulein Coventry besser gewesen wäre, eine weniger glänzende Heirat zu machen. Ihre Herkunft ist nicht vornehm genug, Mylady verzeihen, daß ich so offen spreche, aber ich bin, wie gesagt, durchaus nicht maßgebend in sozialen Fragen.“

Lady Bellingham verübelte ihm die Aufrichtigkeit nicht.

„Sie haben recht, vollkommen recht. Wir sind alle zu tadeln; denn ich fürchte, daß die Ehe unglücklich ist. Wenn dem so ist, dann ist nur diese zweideutige Stellung des armen Kindes daran schuld. Ich habe eben von der Kammerjungfer der Fürstin ein Telegramm bekommen, das mich mit Bangen erfüllt. Die Fürstin ist allein, schwer krank und tief unglücklich. Das kann nur die Folge jenes unseligen Geheimnisses sein. Ich habe ja die beste Meinung von Prinz Steinburg, aber er ist ein verwöhnter Liebling des Glüdes und wir haben seine Ritterlichkeit in eine Zwangslage versetzt, der seine Natur nicht gewachsen war. Ich weiß noch zu gut, welche bittere Vorwürfe er mir machte, daß ich die Heirat zugab und ich kann Sie versichern, daß die Verantwortung, die ich empfinde, eine drückende Last ist.“

Rührend schön schien sie dem alten Mann in ihrem Eifer und selbstlosem Schmerz um dies fremde Mädchen.

Prüfend schaute er ihr lange in die Augen, es war, als ob er mit sich über irgend etwas zu Räte ginge. Lady Bellingham wenigstens schien es so; vielleicht wußte er noch etwas. Noch eindringlicher sprach sie auf ihn ein.

„Dies ist die Krisis ihres Lebens, der entscheidende Wendepunkt und wenn wir ihr jetzt nicht helfen können, dann ist ihr Lebensglück zertrümmert. Bitte, lieber Herr Cardrew, denken Sie nach und erteilen Sie mir Ihren kostbaren Rat. Meine Schwester hat nichts mehr zu sagen; denn mit Tris' Heirat endete Claudias Vormundschaft. Sie müssen uns jetzt helfen. Können Sie sich noch genau an alles erinnern, was meine liebe Mutter mit Ihnen über das arme, verlassene Kind sprach?“

(Fortsetzung folgt.)

Ebber vum unserm Stammsch.

Virreche: Gure, Ihr Kumpärn! Na, Scht-ich, Du machst so e Gesicht wie drei Daag Regewedder oder als ob derr die Hinkel die Butter vum Brod gefresse hätte.

Schorich: Deß versetzt Regewedder ich aach draa schuld, daß merich im Kopp brummt, als wär die Dreschmaschine vum Weisberg drin aufgestellt un mein Gesichtserker dem Wiesebrünne im Hollerborn gleicht.

Hannphilipp: So ich ganz recht, was brauchst Du aach in Deine alte Daage noch uff de Schläferskopp ze fragele, um derr dort de Kopp wäsche ze losse. Schad, daß deß Gewirre mit Bradsches den Einweihungsklimbim total verhunzt hot.

Virreche: Ah, doher ich derr Schorsch so „verschnuppt“. Awwer do owwe gibts doch en ganz vorzügliche Grog als Segegift.

Schorich: Gibt's aach. Der hot awwer nix gebadd, weil merr nochher noch dorch die Moorbäder uff de Chaussee sich hot dorcharweite müsse.

Hannphilipp: Hörschte Virreche, de Schorsch stichelt. Die lehte 1000 m. vum der Chaussee uff dem Plateau hot nämlich die Stadt ausbaue wolle, awwer merr hört unn sieht nix devun; jedenfalls vum wege dem unn vum wege dem annern, was merr nit hawwe.

Virreche: Vergapp doch nor laan Kohl — wann ericht in de Stadt all die Strooke dorchgebuddelt sinn, dann kimmt aach die Chaussee uff dem Gippel do draue an die Reih. Was meenste, Hannphilipp — vum wege de Fremde, die den Fahrweg benutze woltte? For was brauche merr Rücksicht ze nemme uff die Haargeloffene. Ich nit aach em Kaiser sein Automopelche am Bahnhof im Drede stede geblawe. Unn was bene do owwe am Bahnhof recht ich, muß dem Schläferskoppwert billig sein. Unn damit basta!

Schorich: Mach doch den Quatsch nit noch howel ärger. Wann de Tierichnverein Dei verschrowene Ansichte heert, dann geht dersch noch schlimmer als wie unsere Stadträt, die von dem wütige Baron oder so ebber am liebste in die Luft geprengt bäte werrn.

Hannphilipp: Gemobbelt Herr Barrer. Mer Wiesbadener sein Gemütsmensche und losse uns doch so allerhand nutzlos Sequassel ohne Händ unn Füß nix aus de Ruh bringe. Do hecht's fast Blut unn warm aangezoge. Iwwerigens werd der Schorsch Moos vum Verschönerungsverein, der so schon 10 000 Emmcher for de Schläferskopp gesammelt hot, aach noch deß anner Moos ebei schaffe for die Chaussee.

Virreche: Iwwerhaapt unn so, wie lang brauche merr noch Wege und Gail, wo uns doch der Zappelin nächstens schon dorch die Luft uff de Schläferskopp transportiert.

Schorich: Wist err, die Erfindung kam grad zurecht, um ze passe wie en Stoppe uff de Essigtrug. Wie uns die Engländer unn Franzose unn Russe eintreise woltte, do hawwe mer uns noch owwe Luft gemacht. Unn deß hot gewirkt.

Hannphilipp: Selbst dem Kriegsminister hot deß imponieren müsse, obwohl er laan schlechte Born uff de Zappelin hat. Unn warum? Weil der em emol ganz verblümt unn zart die Meinung gesteckt hot. Wie nämlich alles zum Abfahrn fertig war, bläht derr uff aamol en Nordwind iwwer de See, daß der Zappelin schlennigst die Klapp hot zumache losse. Wie deß der Kriegsminister gekeh hot, fragt er ganz ergrimmt: „Ach — Herr Graß! Fahren wir nich ab?“ Unn do saut der Zappelin ganz ruhig: „Na, merr fahrn um laan „Preis!“ Merkt err was?“

Virreche: Deß werd bene annern awwer en Fackelzug gewese sei, denn die könne ohnedies die „Preise“ nit verbuße. Drum ich do de Kriegsminister aach so schnell perr unn plete.

Schorich: Ober wie de technische Ausdruck in de Aeronautik hecht: aansch „verduftet“! So was kimmt aach in Wiesbade vor unn hängt aach oft mit de Luft zesamme.

Hannphilipp: Dei Landeuntunge gehn iwwer mein Horizont. Wie meenste deß eigentlich?

Schorich: Deß ich doch flor wie Alesbrüh! Du kennst doch den Baumaaster, der rings uff de Gippel um Wiesbade erum die Häuser in die frei, frisch Luft gebaut hot. Die reinste Luftschlösser. Awwer uff aamol is em dodebei selber die Luft ausange un do ich er halt verduftet.

Virreche: Du machst Wiß Schorsch wie de Hannes vum Beisfester. Ich will eich sage Kumpären, wann aam die Luft ausgeh kann: beim Anblickum Steierzettel.

Hannphilipp: Nu jetzt soll aach noch die Junggeiellesteier beu komme, do lannst dich druß freie, Schorsch.

Schorich: Es mag so sein, daß mancher aus purer Badlerlandslieb e schwer Graa uff sein schwache Schultern leag

bhut un mit erre Familie vum 7 Kinder un eme Scheppe Attonche sich recht und schlecht dorch die budelig Welt schlägt, awwer ich meene als, in dem Fall wär noch vill eher e Ehestandsteier angebracht.

Virreche: Weinah häste do recht. Na wann ich noch emol jung und lebzig wär...? Kiewer Junggeiellesteier als Ehestandsteier. Warum ich so denke? Lost eich erzähle, wie mir es neulich ging. Mir warn bei de Törner; Deutsche un Wiesbadener un Amerikaner. E schwer Sitzung! Morgens, wie es Tag werd, wie so die erschte Sonnenstrahl iwwer Summerich ebor blihe, kam ich in mein Wigwam. Mei Lisbeth schläht wie e Marmelbierche. Mit aller Vorsicht will ich mich aach lutsche, do poltert mein Stiewel uff die Erd un im selbe Moment fragt mei Lisbeth: „Ei Virreche, wo willst du dann schon so früh hin?“ Ganz harmlos sag ich: „Siehst so, wie heit die Sonn so sauwer hinner de Wolke ebor kimmt, do wolt ich en Morjendspaziergang mache!“ Deß hätt ich nit sage derse — denn aans, zwaa, drei war die Lisbeth uff de Strümp un in Gala un will mich uff mein Spaziergang begleiten. O weh! Uff mein Kopp! Seit 2 X 24 Stund laa Beti gekeh! Merr lame dann aach gerad bis ans Holzhaderhäusche un do war's all un verbei. Mit de Chais hab ich mich haamfahrn losse, uner dem Bedauern vum meiner Fraa, daß ich die Morjendluft so schlecht vertrage kann.

Hannphilipp: Do wolle merr awwer sofort ußbreche, sunst komme merr widder ins „Morgenrot“.

Schorich: Christian, hol' dei Bage! Gure, ihr Kumpärn.

C. A.

Persönlichkeiten vom Tage.



Oberingenieur Ludwig Dürr,
Zeppelins treuer Schiffs.

An dem großen Triumphe, den Graf Zeppelin, der geniale Konstrukteur des lenkbaren Luftschiffs, feiern durfte, hat auch ein Mann Anteil, der dem Grafen in den langen Jahren des Erwägens, Probierens und Berechnens als treuer Mitarbeiter zur Seite gestanden hat: es ist dies Oberingenieur Ludwig Dürr. In Anerkennung seiner Verdienste wurde diesem Manne kürzlich unmittelbar nach dem Aufstieg des württembergischen Königs paares in Friedrichshafen die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft vom König Wilhelm 2. persönlich verliehen. — Geboren am 4. Juni 1878 in Stuttgart, trat er nach Beendigung seiner Schulzeit als Mechaniker in eine Stuttgarter Werkstätte ein, besuchte die dortige Bausewerkschule in den Jahren 1895–1897, diente als Einjähriger bei der Marine, bestand 1898 die Diplomprüfung und trat dann in den Dienst des Grafen Zeppelin. In dieser Stellung leitete er den Bau der drei letzten Luftschiffe und nahm bisher an allen Aufstiegen teil, wobei ihm die aeronautische Führung anvertraut war.

Jena.

Ein Jubiläumsblatt von Dr. Otto Schmelzer.

In keiner deutschen Hochschule steht die Entwicklung der kommunalen Verhältnisse auf allen Gebieten in so inniger

Wachstum mit der Entwicklung der Universität wie in Jena. Stadt und Hochschule sind seit der letzten Jubelfeier im Jahre 1858 stetig miteinander vorwärts geschritten. Die Stadt zählte damals etwa 6000 Einwohner, die Universität kaum 300 Studenten; jetzt hat sich die Einwohnerzahl fast verdreifacht, die Zahl der akademischen Bürger verdreifacht. Die Zunahme der Studenten in Jena hat ziemlich lange auf sich warten lassen; die vier die Universität erhaltenden Staaten mit ihren rund 900 000 Seelen konnten kein großes Kontingent an Musesöhnen stellen. Hinter den neun preussischen Universitäten steht eine Bevölkerung von dreißig Millionen, hinter den drei bayerischen eine solche von fast sechs Millionen; das gibt einen ganz anderen Rückhalt.

Zwei Ereignisse lokaler Art haben in den vergangenen 50 Jahren am meisten zur Hebung der Stadt und ihrer Hochschule beigetragen. Der Anschluß Jena's an das Bahnnetz und die Gründung der Zeißwerke. Im Jahre 1874 erhielt Jena mit Nord und Süd, 1876 mit Ost und West Bahnverbindung; dadurch kam die günstige Lage der Stadt im Herzen Deutschlands zur Geltung, und der Zugang gebildeter und wohlhabender Familien machte sich immer bemerkbarer. Der erleichterte Verkehr durch die Bahn kam aber auch der Universität am augenfälligsten und schnellsten zu medizinschen Fakultät zufluten. Er führte eine solche Steigerung des Krankenmaterials herbei, daß schon nach drei Jahren ein Umbau der medizinischen Klinik und eine Sondernung des früher in demselben Gebäude untergebrachten pathologischen Instituts zur Notwendigkeit wurde. In rascher Folge reihte sich daran ein durch seine Lage und seine Einrichtung hervorragender Neubau für die psychiatrische Klinik, die Errichtung gesonderter Institute für Hygiene und Ohrenkrankheiten und andere medizinische Anstalten, die dem Standpunkt der modernen Wissenschaft angepaßt wurden.

Ebenso sind die Zeiß-Werke von außerordentlicher Bedeutung geworden. Der mächtige Komplex der Fabrik, die tausende von Arbeitern unter musterhaft sozialen Verhältnissen beschäftigt, hat allerdings das Bild des alten Jena etwas verwischt und der Muesenstadt ein industrielles Gepräge gegeben, das durch noch andere Schornsteine von Jahr zu Jahr mehr hervortritt. Aber dafür ist der Stadt auch das aus der Zeiß-Stiftung hervorgegangene „Volkshaus“ entstanden, das auf dem Kontingent nicht seinesgleichen hat. Mit dem Aufwande von einer Million erbaut, sich in Grundriß und Dekoration im vornehm diskreter Weise an Formen der deutschen Renaissance anlehnd, birgt das imposante Gebäude eine öffentliche Lesehalle mit Bibliothek, das Schaffer-Museum, die Gewerbeschule, eine Kunstausstellung, große Säle für Versammlungen und Feste und ist mit einem Wort ein Institut, das die Universität nach vielen Richtungen ergänzt und in gemeinnütziger Weise das Geistesleben aller Klassen der Bevölkerung fördert.

Die Beziehungen der Stiftung zur Hochschule sind mannigfach und haben sich vielleicht am reichhaltigsten bei der Neuordnung der Professorengehälter gezeigt, mit der einem ganz unhaltbaren Zustande ein Ende gemacht wurde. Die Jenaer Professoren erhielten ihre Besoldung in zweierlei Art: sie bezogen ein nur sehr mäßiges, den Anforderungen der Zeit gar nicht entsprechendes Gehalt und genossen als Entschädigung hierfür Steuerfreiheit. Das Privilegium kam den Unbemittelten unter den Dozenten am wenigsten zugute und der Professor ohne Vermögen wurde in eine fast beschämende soziale Stellung zurückgebrängt. Hier griff die Zeiß-Stiftung noch rechtzeitig tatkräftig ein, die Steuerfreiheit wurde beseitigt und eine neue Gehaltsordnung geschaffen, die das Dozententum in eine angemessene wirtschaftliche Lage gebracht hat.

An die Vergabe der Mittel für Personal- und Realzwecke der Universität knüpfte der Schwiegersohn des Begründers der Werke, Professor Abbe, zwei Bedingungen: es sollte die Lehrfreiheit und die geistige Freiheit der Hochschullehrer niemals angetastet und alle Anstalten der Universität, soweit dies tunlich, über den Kreis der Studierenden hinaus der Volksbildung zugänglich gemacht werden. Diese letzte Forderung entspricht dem sozialen Zuge, der durch die ganze Zeiß-Stiftung weht, die erste wird hoffentlich dazu beitragen, daß das Wort, das der einstige Professor der Geschichte, Friedrich Schiller, gesprochen hat, für alle Zeiten wahr bleibt: „Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist; denn ich bin überzeugt, daß man nirgends so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Anfange so vorzügliche Menschen findet.“

Es wird wohl nur wenigen von denen, die anno 1858 die Jubelfeier mit durchlebten und durchschwärmten, vergönnt sein, auch die nahenden Festtage im sieben Neft mitzuburch-

jubeln. Diese wenigen werden aber vieles verändert haben, aber sie werden bekennen müssen, daß der Wandel viel öfter ein Vorteil als ein Nachteil gewesen ist, daß er sich viel mehr auf Unannehmlichkeiten erstreckt, als das innere Leben angegriffen hat. Denn das alte Burschenleben ist sich gleich geblieben und weder Eisenbahn noch Zeiß-Stiftung haben es ernstlich gefährdet, wenn auch die Alten beides zum Teufel wünschen möchten. Die Trinkfitten haben eine verständige Milderung erfahren; aber für trunksüchtige Gemüter ist es trostreich, zu hören, daß die große Kanne Lichtenhainer noch immer in den verschiedenen Gegenden und Umgegenden für zwölf Pfennige zu haben ist und daß sich in und um Jena die Brauhäuser vermehrt haben. Die Burschenschaftler ziehen nicht mehr mit Schlachtgefang zur Kontrahage vor die Korpskneipen, aber in Wöllnisch und Zwehen fließt immer noch reichlich Blut. Von seinem Ruhme im Sausen und Raufen hatte Alt-Jena etwas zuzusehen.

Die Stadt ist patenter geworden; draußen erheben sich im weiten Umkreis moderne Villen mit schmucken Gärten, drinnen fällt von den alten Häusern eins nach dem andern der Zeit zum Opfer. Auch die Weigelliana domus, eines der sieben Wunder Jena's, ist dahin geschwunden, und die Johannisgasse hat damit ein ganz verändertes Aussehen erhalten. In den alten Häusern sind die Studentenbuden unverändert geblieben, bis auf die schanderhaften kurzen Sofas und die primitiven Betten mit Strohsäcken. Aber in den neuen ist alles anders geworden. Natürlich sind auch die Mieten gestiegen.

Der legendenhafte Pump, der sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten hatte, ist seitdem eingeschränkt, wenn er auch immer noch mehr blüht als auf anderen kleinen Universitäten. Die Mehrzahl der Verbindungen, die ihn stets am meisten in Anspruch genommen haben, ist jetzt im Besitz eigener Häuser mit eigener Wirtschaft. Das allein schon hat wesentlich zu einem besseren Zahlmodus geführt. Im allgemeinen kann Jena immer noch zu den billigsten Hochschulen gerechnet werden.

Das Treiben der Studenten auf den Straßen hat in den letzten fünfzig Jahren kaum etwas von seiner Zwanglosigkeit eingebüßt und der Philister macht nirgends ein so vergnügtes Gesicht dazu wie in Jena. Es bewegt sich traditionell in freieren Bahnen als anderswo, es tritt in seinen Licht- und Schattenseiten deutlicher auf als auf anderen Hochschulen zutage und man darf sagen, daß die Schattenseiten sich vermindert haben. Im Kommerzbuch stehen vier Lieder, die das Jenaer Studentenleben besingen; keine Universität kann sich der gleichen lyrischen Verherrlichung rühmen. Drei davon sind ausgelassen ulkig: „Und in Jena lebt sich's bene“, „Bin ein flotter Student“ und „Auf dem Harzer lebt sich's frei“. Das vierte aber ist schwermütig: „Auf den Bergen die Burgen“. Alle vier sind unzählige Male in der alten Muesenstadt erklingen, das letzte zumeist bei Abschiedskneipen. Und darum wird es auch am tiefsten im Herzen getragen.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 165.

Arithmogriph:

Spa, Sofia, Prinz, Granate, Pfingsten, Messina, Osten, Adele, Jun.

Lösung der Scatansgabe:

Der Spieler fand noch d A, drückte d A, 10 (21) und mußte gewinnen, sobald b A, e A und d K durchgehen. Die Kartendeckung muß also derart sein, daß jeder der Gegner diese 3 Farben hat. Dann erhält der Spieler auf diese beiden Asse (22) noch jedesmal K und D $2 \times 7 = 14$ und wenn auch auf d K (4) nur 2 leere Blätter kommen, hat der Spieler doch schon 61.

Wichtige Lösungen schickten ein: Theresie Modiczka-Wiesbaden — Elise Schulz-Wiesbaden, Gneisenaustr. 20 — Heinrich Wolff-Wiesbaden, Niehlstr. 20 — Aug. Kerber-Sonnenberg Wiesbadenstr. 18 — Ph. Maurer-Maurod — Aug. Meyer-Riedernhausen — Fritz Mahler-Höchst — Aug. Nikolei-Höchst — Ant. Wegger-Nieb — Emma Meilinger-Sossenheim.

Logogriph.

Du tust es, was das Wort besagt,
Sollst du zur Arbeit gehn.
Viel lieber tust du es umher
Mit I, wie ich gesehn.
Und gar kein Wunder ist es da,
Ruht häufig du das Wort mit h.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lenhold in Wiesbaden.